Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Artikel: Heinrich Leuthold und seine Herausgeber
Autor: Müller-Bertelmann, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748580

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HEINRICH LEUTHOLD UND SEINE HERAUSGEBER

Nehmen wir einmal an, ein Lyriker, dessen Name nur im engern Kreise bekannt ist, beschließe, sich auch weitern Kreisen bekannt zu machen, indem er aus dem Vorrate seiner Dichtungen diejenigen herausgebe, die ihm dazu geeignet scheinen. Was wird er tun? Ich denke, er wird seine Werke Stück für Stück nochmals vornehmen, er wird von den Lesarten, die er den Gedichten bereits beigefügt, diejenige auswählen, die seinem künstlerischen Empfinden am besten zusagt, und zwar in dem Augenblick am besten zusagt, in dem er an der Arbeit ist, er wird sich Rechenschaft darüber zu geben suchen, welche Gedichte einen dauernden Anspruch auf künstlerische Bedeutung erheben können, das heißt, er wird sich bemühen, ein objektives Urteil über sein dichterisches Schaffen zu fällen — also Selbstkritik zu üben.

Die Selbstkritik hängt aber mit der künstlerischen Persönlichkeit unlösbar zusammen, sie ist, wie jede künstlerische Kritik, nach Maßgabe der Distanz, die wir zu unserem eigenen oder fremden Schaffen gewinnen, mehr oder weniger subjektiv, und da wir als Individualitäten am eigenen Schaffen unmittelbarer beteiligt sind als am fremden, wird sich dort das Ideal objektiver Beurteilung noch weniger erreichen lassen, als wenn wir uns als künstlerisch empfindende Persönlichkeiten an die Bewertung fremder Produktion machen.

Die allerwenigsten Dichter sind imstande, überall und in jedem Falle sich selbst richtig einzuschätzen. Den meisten wird es begegnen, dass sie das innere Erlebnis, das ihren Erzeugnissen zugrunde liegt, mit dem Erzeugnis verwechseln, meinen, weil dieses persönlichen Wert für sie besitze, müsse es unbedingt auch uns wertvoll erscheinen, und hieraus folgt der nicht seltene Kontrast zwischen verblüffend richtiger Beurteilung fremder Werke und überraschender Kritiklosigkeit den eigenen gegenüber.

Diese Kritiklosigkeit kann sich verschieden äußern, einmal dadurch, dass ein Poet alles, aber auch alles publiziert, was seiner Feder entstammt, wodurch er — wie zum Beispiel Rückert — den Genuss seiner Werke außerordentlich erschwert und eine nach

ästhetisch-künstlerischen Gesichtspunkten getroffene Auswahl von fremder Hand zur Notwendigkeit macht. Sie kann sich aber auch in einer ängstlichen Unsicherheit äußern, einer krankhaft erscheinenden Hyperkritik, die einer endgültigen Redaktion unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, sich in ewiger Feile und Überarbeitung des Vorhandenen nicht genug tun kann und nicht selten, ja in den meisten Fällen das, was der Dichter in traumwandlerischer Sicherheit auf den ersten oder zweiten Anhieb glücklich aus sich zutage förderte, durch ausgeklügelte Korrekturen verdirbt.

Dafür ist der arme Heinrich Leuthold ein klassiches Beispiel, und wer einen Blick in seine Handschriften wirft, die alles andere, nur keine definitiven Fassungen enthalten, begreift, dass und weshalb er es niemals zu einer Ausgabe seiner Gedichte gebracht hat.

Als der kranke Dichter bereits ein geistig Toter war, haben Jakob Bächtold und Gottfried Keller seine Hinterlassenschaft geordnet und gesichtet, und das Ergebnis war die Frauenfelder-Ausgabe, die — leider zu spät für den Poeten — Leuthold in weitesten Kreisen einen klangvollen Namen verliehen und dem Herausgeber Bächtold neben der Genugtuung über den schönen Erfolg seiner Arbeit recht viel Verdrießlichkeiten und maßlose Angriffe eingetragen hat.

Und doch haben Bächtold und Meister Gottfried nichts anderes getan, als was der Dichter hätte selber tun sollen und was jeder Herausgeber, heiße er Bächtold oder Arthur Schurig, wieder tun muss: Sie haben unter den Erzeugnissen des Dichters nach Maßgabe ihres künstlerischen Empfindens und ihrer philologisch-historischen Anschauungen die Auswahl aus den vorhandenen Gedichten und vorliegenden Varianten getroffen und den fast unbekannten Heinrich Leuthold in seinem Lebenswerk allen denen vorgestellt, die Lust hatten, die Bekanntschaft des Schweizers zu machen.

Dem Namen Leuthold in der Literaturgeschichte einen dauernden Platz angewiesen zu haben, ist Bächtolds Werk, ihn darin eingeführt zu haben, dasjenige Emanuel Geibels.

Aus der Polemik gegen Jakob Bächtold, die nach dem Erscheinen der Insel-Ausgabe von zahlreichen Kritikern und Kritikastern wieder aufgewärmt wurde, geht zwar hervor, dass

die Ansichten über den unter dem Einflusse Gottfried Kellers stehenden Kunstgeschmack des Zürcher Gelehrten auseinander gingen; aber der Dämpfer, den Dr. Gottfried Bohnenblusts wohldurchdachte Darlegung vom Wert und Unwert der neuen Leuthold-Ausgabe[1]) dem etwas verfrühten Jubel über die Arbeit Dr. Arthur Schurigs aufsetzte, bewies, dass es sehr leicht sei, die Arbeit eines Andern als Machwerk zu kennzeichen, und trotzdem nichts wesentlich Besseres an deren Stelle zu setzen. Bemerkenswert ist übrigens, dass der Insel-Verlag auf die Besprechung hin eine neue (Titel-) Auflage veranstaltete, worin die bedenklichsten Mängel der Schurigschen Arbeit beseitigt, die versehentlich aufgenommene Schillerstrophe durch ein Leutholdsches Gedichtchen ersetzt und das böse Nachwort getilgt worden ist.

Das Resultat der neuen Ausgabe ist somit keineswegs die definitive Ausgabe der Gedichte Heinrich Leutholds, sondern lediglich die Tatsache, dass wir jetzt, dreißig Jahre nach des Dichters Tode, fast für jedes Gedicht, das bei Bächtold und bei Schurig steht, *zwei voneinander abweichende Lesarten* besitzen, *die solange nebeneinander bestehen werden, bis durch eine endgültige Ausgabe* eine Klärung erfolgen wird.

Was aber ist eine endgültige Ausgabe?

Ich muss gestehen, dass es mir keineswegs leicht zu sein scheint, diese Frage zu beantworten; denn das muss hier einmal betont werden, *dass der „Fall Leuthold" ein durchaus singulärer Fall ist*, und dass die üblichen Methoden, die bei der Herausgabe eines Dichters sich sonst bewährt haben mögen, in keiner Weise ausreichen, diesem Poeten gerecht zu werden.

Eine relativ recht geringe Anzahl Leutholdscher Gedichte liegt in Drucken vor, die zu Lebzeiten und mit Zustimmung des Dichters publiziert wurden. Die große Mehrzahl befindet sich in den Handschriften, und von diesen sind wieder sehr wenige in endgültiger Fassung vorhanden, weisen die allermeisten Randglossen, Varianten und Zusätze auf, ohne dass irgendwie vom Dichter angedeutet wäre, zu welcher Form er sich zuletzt entschlossen haben würde.

---

[1]) *„Neue Zürcher Zeitung"*, 2.—4. Juni 1910, erstes Morgenblatt.

Ein Dichter von krankhafter Unsicherheit in der letzten Formgebung fragt also seinen Herausgeber, welcher von seinen zahlreichen Vorschlägen wohl der beste sein dürfte, und der Herausgeber wird ihm diese Frage beantworten müssen. Dabei muss dieser als Maßstab und letzte Instanz sein individuelles Kunstempfinden zu Rate ziehen, und so gut wir selber einmal zwischen zwei verschiedenen Fassungen schwanken können, ebenso sicher — nein um so gewisser — werden zwei verschiedene Individualitäten verschieden wählen.

Es ist also keineswegs ausgeschlossen, dass, nachdem uns der dreißigste Todestag Leutholds bereits von vielen Gedichten zwei Lesarten beschert hat, die Bächtold-Kellersche und diejenige Arthur Schurigs, jede weitere Ausgabe auch da und dort eine weitere Abweichung bringen könnte, bis wir endlich durch die fleißigen „Leuthold-Philologen" glücklich mit sämtlichen Varianten Bekanntschaft geschlossen hätten; denn was dem einen recht, ist dem andern billig — und der Dichter bietet uns ja die allerbunteste Auswahl zur selbständigen Betätigung unseres Geschmacks. Mit seiner Handschrift lässt sich somit vielerlei begründen und nachweisen — und wenn dann nicht der wütendste Grisebachianer nach Bächtolds „Editio castrata" Heimweh bekäme, so müsste er sonst nicht ganz wohl sein.

Also — was ist eine endgültige Ausgabe?

Trotzdem Adolf Frey in seinem Aufsatze „Heinrich Leutholds Gedichte" [1]) eine textkritische Ausgabe mit ausführlichem Varianten-Verzeichnis nicht für wünschenswert hält, bin ich der festen Überzeugung, dass eine Edition, die *alles auf einmal* bringt, die Frage am besten und klarsten lösen würde: Einen Text, den ein kunstsinniger und fein empfindender Herausgeber aus dem von Leuthold gebotenen Material nach seinen Geschmacke redigiert, und einen kritischen Apparat als Anhang, wo ein jeder nachsehen könnte, nach welchen Gesichtspunkten der Herausgeber seine schwierige Aufgabe zu lösen unternommen.

Es ist freilich kaum vorauszusehen, dass eine solche Ausgabe jeden Leser befriedigen werde; denn von allen Geschenken, die uns die Natur gemacht, ist der Kunstgeschmack wohl das sub-

[1]) *„Deutsche Literaturzeitung"* (3. September 1910), Leitartikel.

jektivste. Auch künstlerisch fein empfindende Individualitäten bleiben Individualitäten; daran ist nichts zu ändern.

Aber ein textkritischer Supplementsband böte wenigstens die Gewähr, dass die vorlaute Entdeckerfreude solcher, die a priori das andere suchen, wenn schon das bessere bereits gefunden sein sollte, einen kleinen Dämpfer bekäme.

Auch Schurig war allerdings der Ansicht, von einer Gesamtausgabe *aller* Leutholdiana dürfe keine Rede sein, sofern man nicht den Dichter ernstlich schädigen wolle. Grisebach, der den Nachlass niemals sah, war anderer Meinung; — aber darüber haben wohl nur diejenigen ein Urteil, die ihn kennen, und wer ihn kennt, stimmt durchaus Bächtold und Schurig zu. Denn kein Zweifel: Leutholds Persönlichkeit war nicht bedeutend genug, um uns jedes Papierschnitzel von seiner Hand interessant zu machen, und seine künstlerische Qualität verdient es nicht, durch weniger gelungene poetische Versuche in ihrer Wirkung auf die Leser beeinträchtigt zu werden.

Bächtold hat eine Auswahl geboten, die sich von Auflage zu Auflage etwas vermehrt und bereichert hat, Schurigs Ausgabe ist eine Auswahl, die nicht alles enthält, was die Frauenfelder Edition enthält, somit auch hierin den von Bächtolds Werturteil abweichenden Geschmack des neuen Herausgebers verrät, und eine Anzahl Inedita dafür bietet, mit denen man zum Teil einverstanden sein kann, ohne dass man gerade einzusehen braucht, weshalb das schöne und beziehungsreiche Ghasel „Nach Westen zieht der Wind dahin“ und anderes von ihm weggelassen worden sei. Beim Durchgehen der Handschriften dürfte sich noch eine Reihe von Gedichten zur Aufnahme empfehlen, die weder bei Bächtold noch bei Schurig stehen, und da es sich nun darum handeln wird, in einer wirklich endgültigen Ausgabe Leutholds Schaffen der Welt vorzulegen, wird es sich empfehlen, alles irgendwie Wertvolle aufzunehmen, das bereits Gedruckte beizubehalten, und alles wegzulassen, was außerdem lediglich quantitativ eine Bereicherung der Sammlung bildete. Da auch wirklich geringwertige Stücke bereits gedruckt wurden, wie das Gedicht zur Goethefeier in Clausen und anderes, so würde sich hierfür wohl ein Anhang am besten eignen.

Also — eine textkritische Auswahl nach rein künstlerischen Gesichtspunkten, vielleicht mit einiger Berücksichtigung dessen, was biographisch etwelches Interesse bieten könnte — das dürfte doch wohl für diesen Dichter das Beste sein, und eben weil der subjektiven künstlerischen Empfindung des Herausgebers sehr viel Spielraum geboten wird, ist der textkritische Apparat jetzt, nachdem durch Bächtold die Erstausgabe besorgt worden ist, ein Bedürfnis geworden, weil es sich darum handelt, einen bleibenden und möglichst einheitlichen Text zu bieten. Nur dann, wenn die Leser die Gesichtspunkte, die den Herausgeber geleitet haben, anhand der Varianten nachprüfen können, wird die Verwirklichung dieses Zieles etwas näher gerückt werden.

Ob aber die „endgültige" Fassung aller Gedichte jemals erreicht werden wird? Ich meine, ob nicht in den Sammlungen, die von verschiedenen Editoren in den verschiedenen Verlagsanstalten, die sich den Ablauf der Schutzfrist zunutze machen, herausgegeben werden, nicht eine Anzahl von Varianten fortbesteht? Ich wage diese Frage nicht zu entscheiden, eben weil ich den Geschmack als eine persönliche Gabe betrachte und weil das letzte Wort nicht der *Dichter,* sondern der *Herausgeber* spricht. Und wie verschieden das Geschmacksurteil bei gewiss kompetenten Richtern zu sein pflegt, beweist gerade eine Stelle in dem angeführten Aufsatze Professor Dr. Adolf Freys, der eine Änderung Geibels gegen Leuthold und Dr. Bohnenblust in Schutz nimmt. Es handelt sich um das Gedicht „Der Waldsee", wo bei *Leuthold* die dritte Strophe lautete:

Waldrosen streun dir Weihrauch, ihr Arom
Die schlanken Tannen, die dich rings umragen,
Und die wie Säulen einen mächt'gen Dom
Ob sich des Himmels blau Gewölbe tragen.

Dieses Gedicht stand unter den dreizehn Beiträgen unseres Poeten, die Emanuel Geibel 1862 in sein „Münchner Dichterbuch" aufnahm, nicht ohne zuvor einige, zum Teil recht durchgreifende Änderungen — zweifellos mit Leutholds Einverständnis — daran vollzogen zu haben. So stand denn im Dichterbuch:

Waldrosen streun dir ihren Weihrauch aus
Und würz'ge Tannen, die dich rings umragen,
Und die wie Säulen eines Tempelbaus
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Jede Fassung hat ihre Vorzüge und ihre Mängel. Dort stört uns, und Adolf Frey hat zweifellos recht, wenn er diesen Grund für Geibels Änderung anführt, die Konvention, das Requisit der Poeten und Poetaster. „Himmelsdom“ und „Himmelsgewölbe“ — zwei Bilder, die abgegriffen sind und schon damals waren wie alte Scheidemünze, und — gewiss: „Ob sich — tragen“ ist nicht gerade „eine Perle“. Trotzdem scheint mir tatsächlich durch Geibels Änderung wenig gewonnen zu sein. Die „zunächst sinnliche Wirkung“, die Theodor Storm einmal vom guten Kunstwerke forderte, woraus sich der geistige Gehalt ergebe „wie aus der Blüte die Frucht“, hängt doch wohl vor allem von der Bildhaftigkeit des sprachlichen Ausdruckes ab, und diese hinwiederum von der einheitlichen Durchführung des Bildes, von der Folgerichtigkeit in der Darstellung. Geibel gibt uns aber nicht eine glückliche Umschreibung des konventionellen Bildes, er verdirbt das Bild von den *schlanken* Tannen, die wie mächtige Säulen des Domes das Himmels*gewölbe* stützen, in *würzige* Tannen, die wie Säulen eines Tempelbaues das *wolkenlose Blau* des Himmels tragen. Den Ersatz des Domes durch den Tempelbau könnte man hingehen lassen; aber das Tertium comparationis, der ungegenständliche Begriff „das wolkenlose Blau“, das an Stelle einer *Kuppel*, eines *Gewölbes* auf „würzigen“ (!) Säulen liegt, ist ein logischer Bock, den Geibel zuungunsten der Bildhaftigkeit geschossen hat.

Es kommt somit lediglich darauf an, was uns mehr stört, die Konvention oder die mangelnde Folgerichtigkeit des bildlichen Ausdruckes, und ich muss gestehen, dass sich trotz aller Anerkennung des Einwandes, den Adolf Frey an anderem Orte vorbringt und begründet, jene als der Übel kleineres betrachte.

Zweifellos aber ist Leutholds „Entsagung“ besser als die Bearbeitung Geibels, und zwar — trotzdem bei dieser rein rhythmisch einiges besser klingt, von a bis z. Ebenso sicher ist ferner Geibels Änderung in der Strophe aus dem „Mädchen von Recco“, die Adolf Frey anführt, eine wirkliche Verbesserung.

Kurz, auch in den bereits zu Lebzeiten Leutholds gedruckten Beiträgen zum „Dichterbuch“ machen wir die Beobachtung, dass neben Fällen, wo entweder Leuthold oder Geibel unzweifelhaft das Richtige traf, Fälle vorkommen, wo der eine so, der andere anders entscheiden würde.

Doch halt! Hier darf doch gar nicht gestritten werden. Die Drucke hatten Leutholds Sanktion, und vom philologischen Standpunkte aus müssen sie, ob sie uns gefallen oder nicht, als endgültige Fassungen betrachtet werden.

Dies tat Jakob Bächtold. Wo Drucke vorlagen, stützte er sich auf sie, höchstens dass er — wenigstens in den ältern Auflagen — sich zum Beispiel in „Ave Maria" eine Kürzung um zwei Strophen gestattete[1]). Sowohl Adolf Frey als Emil Ermatinger in seiner aufschlussreichen Arbeit über „Gottfried Keller und Heinrich Leuthold"[2]) neigen zur Ansicht, Bächtold habe hierin durchaus recht getan. Schurig ignorierte die Drucke und stützte sich auf die Handschriften, und die Mehrzahl seiner Kritiker rechnete ihm dies als besonderes Verdienst an. Auch Dr. Bohnenblust ist trotz seiner scharfen Untersuchung der Schurigschen Arbeit hierin mit ihm einverstanden.

Wer hat nun recht?

Ich glaube, nach damaliger Lage der Dinge hatte Bächtold vollkommen recht, wenn er sich einfach auf die gedruckten Texte verließ. Leuthold selber gab ihm keine Wegleitung, dass die Handschriften anders lauteten, dass die Geibelschen Änderungen, die da und dort eingetragen sind, gerade beim „Waldsee" und in „Entsagung" fehlten, sah er wohl auch; aber als gewissenhafter Herausgeber ohne genauere Kenntnis der Sachlage musste er ohne weiteres aus dem genauen Nachdruck mehrerer dieser Gedichte im „Schweizerhaus" (Berner Almanach auf das Jahr 1876) und im vierten Bande der „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" (1876) von Robert Weber den Schluss ziehen, Leuthold habe an der Geibelschen Version mit Überzeugung festgehalten.

Nun kommt ihm am angegebenen Orte Ermatinger mit einer Erwägung zu Hilfe, die ein reifliches Überlegen durchaus berechtigt. Er gibt ohne weiteres zu, dass in der Ausgabe Schurigs nach den Handschriften der Leutholdsche Text da und dort gewinne, das heißt: unserem durch die Schule des Naturalismus für die per-

[1]) Das Gedicht lag in der Weberschen Nationalliteratur der deutschen Schweiz, Band III, vor.

[2]) „Süddeutsche Monatshefte", September 1910, Seite 290.

sönliche Eigenart geschärften Auge erscheine vieles „schön", weil „charakteristisch". Aber die Kunstanschauung, die wir vertreten, dürfe nicht ohne weiteres maßgebend sein für die endgültige Gestaltung der Texte, weil sie derjenigen der Geibelschule, zu der doch Leuthold in sehr engem Verhältnisse stand, diametral entgegengesetzt sei, und weil diese die *formale* Schönheit, die *Glätte*, nicht selten *auf Kosten der Eigenart*, als Kunstideal gehegt und gepflegt habe. Somit, schließt Ermatinger, müsse das Jagen nach charakteristischen Wendungen in Leutholds Handschriften als *ein unhistorisches Vorgehen* bezeichnet werden.

Alle Achtung vor dem philologisch-historischen Standpunkte! Nur hat mich die Vergleichung der Schurigschen Texte mit den bisherigen zu einem andern Ergebnis geführt. Nicht mit Unrecht betont Adolf Frey, das Dichterprofil Leutholds weise in der neuen Ausgabe keine markanteren Züge auf. Auch mag uns die richtige Ansicht, dass gerade Geibel es war, der gegen die Konvention in der Urfassung des „Waldsees" auftrat, wenigstens andeuten, dass die Charakteristik des Geibelschen Kunstideals doch cum grano salis zu verstehen sei. Dann scheint mir die von Ermatinger mehrfach betonte „Glut", die doch etwas wie eine persönliche Note in den Gedichten des Schweizers bildet, zu einigem Nachdenken aufzufordern. Dass diese Glut und der bestrickende Glanz in der Leutholdschen Lyrik heute, ein Menschenalter nach seinem Tode, noch so wenig eingebüßt haben, ist doch immerhin ein Beweis, dass dem Dichter so ganz und gar alle Persönlichkeit und individuelle Eigenart nicht abgesprochen werden darf.

Trotz der Gegenüberstellung der brieflichen Äusserungen Kellers im privaten Verkehr mit Bächtold, die außerordentlich interessant sind, mit der bekannten Rezension in der „Neuen Zürcher Zeitung", zweifle ich immerhin, ob diese letzte nicht mehr sei als eine diplomatische Verschleierung der durch die inneren Gegensätze durchaus begreiflichen Ablehnung der Leutholdschen Lyrik überhaupt. Ich sehe darin das redliche Bemühen, die individuelle Abneigung zu überwinden und ein gerechtes, wohlabgewogenes Urteil zu fällen, wobei allerdings der innere Kontrast zwischen Kellers bedeutsamerer Persönlichkeit und weiterem künstlerischem Gesichtsfeld und dem auf einen relativ engen Stoff-

und Anschauungskreis beschränkten Lyriker zwischen den Zeilen stehen blieb.

Es ist ohne weiteres verständlich, dass ein Meister wie Keller den Maßstab, den er an sein eigenes Schaffen legte, auch an dasjenige eines Andern gelegt hat. Damit ist aber keineswegs gesagt, dass *wir* es tun sollen, und — wie Bächtold in seinem Vorwort zur dritten Auflage der Gedichte — Leuthold alle Ursprünglichkeit absprechen dürfen, weil er nicht die Ursprünglichkeit eines Gottfried Keller besaß.

Wenn er uns dafür durch den musikalischen Wohllaut seiner Gedichte entschädigt, durch die Stimmungsgewalt seines heißblütigen Temperamentes zu fesseln weiß, so wollen wir uns dankbar diesem Zauber hingeben. Denn wie viele können das? Und wie würde es, wenn zum Beispiel ein Martin Greif seine Margarethe Plüss fände, um diesen, doch immerhin in einzelnen seiner Schöpfungen nicht ganz geringfügigen Lyriker stehen? Einflüsse nachzuweisen ist leicht — es ist damit noch lange nicht gesagt, dass diese Einflüsse das einzige seien, was den Dichter ausmachte, und dass bei Leuthold ein starker individueller Einschlag zu finden sei, steht für mich fest.

Doch — darüber vielleicht ein andermal.

Ich kehre zum Kernpunkte meiner Ausführung zurück und wiederhole, nicht das Charakteristische tritt uns in den Handschriften entgegen, wenigstens nicht in den Fällen, die durch die Schurigsche Ausgabe geboten werden. Die angeführte Strophe aus dem „Waldsee“ erscheint mir zum Beispiel bei Leuthold lediglich logischer als bei Geibel und Bächtold. Dies trifft auch bei den Varianten in „Entsagung“ zu. Die von Ermatinger erwähnte Stelle aus „Die Schwermut“ ist in der *früheren* Fassung, die Schurig bietet, auch im Geibelschen Sinne *formell* schöner als im „Schweizerhaus“ oder in Webers Nationalliteratur, von wo sie in die Frauenfelder-Ausgabe hinübergenommen wurde.

Wie aber konnte es denn geschehen, dass die Fassungen im Dichterbuch, dass die entschieden inferiore Formgebung einiger weiterer Gedichte Leutholds später im „Schweizerhaus“ und in der Weberschen Nationalliteratur eine fröhliche Auferstehung feierten, und Leuthold, der ängstliche Feiler und hyperkritische Korrektor

seiner Gedichte nicht dafür besorgt war, neue Varianten hineinzusetzen?

Denn wenn tatsächlich die Geibelschen Änderungen in vielen Fällen keine Verbesserungen sind, wenn in den Handschriften für spätere zu Lebzeiten Leutholds im Druck erschienene Gedichte wesentlich bessere Varianten stehen, so fragt es sich immerhin, ob es wirklich nicht gerecht an Leuthold gehandelt wäre, wenn man auch hier wenigstens die Spuren fremder Hand austilgte und das Bessere — nicht Charakteristischere — aus der Handschrift zu retten suchte.

Hier kommt uns nun ein interessanter Brief zu Hilfe, den Leuthold am 10. November 1875 an den Zürcher Literarhistoriker, den vielgeschäftigten J. J. Honegger, geschickt hat[1]).

Durch dieses Schreiben wird nun eine Äußerung Professor Dr. Adolf Freys (am angegebenen Orte) widerlegt, nämlich, dass Leuthold, als er Honeggers Bitte um Beiträge für die Nationalliteratur erfüllte, damals gesundheitlich durchaus in der Lage gewesen sei, dieser Bitte nach freiem Ermessen zu willfahren. Dies trifft nun nicht zu.

Leuthold beklagt sich vielmehr in dem Schriftstück über eine „harte Zeit vollständiger Arbeitsunfähigkeit" infolge eines Augenübels, das zu den „übrigen Krankheitszuständen hinzugetreten" sei. Lesen und Schreiben seien für ihn fast unmöglich, und deshalb verweist er Honegger auf die „Freya", das „Münchner Dichterbuch" und die „Fünf Bücher französischer Lyrik", die, da er seine eigenen Exemplare ausgeliehen und nicht mehr bekommen habe, der Adressat vom Regierungspräsident Sieber sich leihen möge. Er gibt eine Liste der von ihm besorgten Übertragungen in den „Fünf Büchern" und entschließt sich dann zögernd „Einiges unter Kreuzband mitfolgen zu lassen". Nun fährt er fort: „Ich habe die Sachen meist nur aus der Erinnerung, ohne irgendwelche Anordnung, und unter großen Anstrengungen — daher auch so unleserlich — geschrieben. Ich überlasse Ihnen, wenn es noch Zeit

[1]) Eine Kopie dieses Briefes besitzt Herr Prof. Dr. Rudolf Hunziker in Winterthur, der mir sie freundlichst zur Benützung überließ. Herr Dr. G. Bohnenblust kannte dieses Dokument bereits und wird es in seiner bei Huber in Frauenfeld erschienen Leuthold-Ausgabe jedenfalls im gleichen Sinne auslegen, wie ich es an dieser Stelle tue.

ist, vollkommen, *wie* und *was* Sie davon benützen wollen." Und am Schlusse des Briefes wiederholt Leuthold: „Mein Zustand war noch nie so unerträglich; ich fühle mich müd, sehr müde."

Ich denke, hieraus ergibt sich allerdings der sehr problematische Wert der gedruckten Urkunden ohne weiteres. Der kranke Dichter ist unfähig, die Beiträge zum Dichterbuch nochmals zu revidieren, die handschriftlichen „unter Kreuzband" mitgeteilten Proben, die er sich vom Gedächtnis diktieren lässt, vermag er in seiner gedrückten Stimmung nicht zu beurteilen, und dass von den vielen Varianten ihm stellenweise nicht die besten in Erinnerung sind, ist sehr leicht verständlich.

So mag jene Strophe aus „Schwermut", so mögen noch andere weniger gute Lesarten unter dem Inedita zum Drucke gelangt sein, und so ist es gekommen, dass die Gedichte aus dem „Dichterbuch" mit den Geibelschen Änderungen in dem von Honegger besorgten vierten Bande der Weberschen Nationalliteratur stehen und heute als Kronzeugen für des Poeten letzte Willensäußerung aufgeführt werden können.

Auch hier also ist der Fall durchaus singulärer Natur. Weder aus der „Nationalliteratur" noch aus dem „Schweizerhaus" kann etwas Sicheres geschlossen werden.

Möglich, dass Leuthold die Änderungen Geibels zum Teil beibehalten hätte. In den Handschriften gibt es Stellen, wo sie — von Geibels Hand — eingetragen sind, so in einigen „Sonnetten im Süden"; dass sie in der Handschrift des „Waldsees" und von „Entsagung" fehlen, wurde bereits bemerkt.

Somit entbehren wir auch hier jedes klaren Aufschlusses über Leutholds endgültige Redaktion, und wenn so wesentliche Missgriffe Geibels, wie in „Entsagung", uns dazu aufzufordern scheinen, die Lesart Leutholds wieder herzustellen, und da sich die wirklichen Verbesserungen von Geibels Hand auf nur ganz wenige Stellen beschränken, so dürfte es sich fragen, ob nicht am besten *überall Leuthold* zu Worte kommen und die *von fremder Seite stammenden Lesarten dem Apparat zugewiesen* werden sollten.

Und ich glaube, diese Frage dürfte, da uns Leuthold eine Antwort schuldig bleibt, getrost bejaht werden.

Dass ferner ein Herausgeber verpflichtet sei, die aus der Erinnerung niedergeschriebenen Fassungen der Inedita, vor allem

der entschieden auch formell missglückten Strophe aus „Schwermut“ („Selbst bei holder Rosenmunde, Sanftem Lächeln, süßem Plaudern usw.“) in seine Ausgabe aufzunehmen, wenn besseres in der Handschrift steht, ist nicht einzusehen.

Soviel über die eigentlichen Lyrika Leutholds.

Mit Recht betont nun aber Ernst in seinen „Neuen Beiträgen“, dass Leutholds Übertragungen aus fremden Sprachen den eigenen Schöpfungen in künstlerischer Hinsicht gleichzustellen seien, und es wäre zweifellos interessant genug, seine Beiträge zu den „Fünf Büchern“ französischer Lyrik, sofern sie in seiner Fassung noch vorliegen sollten, in einer neuen Ausgabe kennen zu lernen. Denn auch hier will mir scheinen, dass Geibels glättende Hand keineswegs überall der Kunst Leutholds gerecht geworden sei. Wie weit sich dieser Wunsch realisieren ließe, entzieht sich jedoch meinem Urteil; das aber ist sicher, dass die kleine schon bei Bächtold stehende Abteilung „Übertragungen“ sehr leicht um eine ansehnliche Zahl von Stücken sich bereichern lässt, auch wenn man das gemeinschaftliche Besitztum Leutholds und Geibels in den „Fünf Büchern“ unangetastet lassen will.

Was ich aber oben untersuchen wollte, die Stellung, die ein Herausgeber den Handschriften und den Drucken Leutholdscher Gedichte gegenüber einzunehmen habe, dürfte nun so ziemlich klar sein. Ob auch beim feinsten künstlerischen Empfinden des Editors alle mit dieser „endgültigen“ Arbeit zufrieden sein werden, kann ich allerdings auch jetzt noch nicht entscheiden. Erst wenn aber eine solche Arbeit vorliegt, wird sich herausstellen, ob der Vorwurf, Bächtold habe aus eigener Machtvollkommenheit Varianten „erfunden“, aufrecht erhalten werden kann; diese Konjekturen dürften wohl kaum schlimmer sein als die, welche sich Schurig hat zuschulden kommen lassen, wenn er druckte (Waldsee, Strophe II): „Gleich ein*em* Dithyram*bus* der Natur“, statt wie Leuthold schrieb: „Gleich einer Dithyrambe der Natur.“ Der Geibelsche „Chorgesang der feiernden Natur“ ist allerdings eine wesentliche Abänderung des Urtextes.

Jedenfalls scheint Grisebach und scheinen seine Nachbeter auch darin gehörig übers Ziel geschossen zu haben, und dürfte bereits heute feststehen, dass Leutholds dichterisches Vermächtnis

in Bächtold den Sachwalter gefunden, den es durchaus verdient hat. Abgesehen von dem verärgerten Vorwort zur dritten Auflage, das uns wenig erbaut, war gerade die vorsichtige Auswahl, die Keller und er getroffen hatten, einer der Hauptgründe, dass die Sammlung so rasch und nachhaltig wirkte und Leutholds Namen bekannt machte. Eine kritische Ausgabe aber, die heute ein Bedürfnis ist, wäre damals ungefähr dasselbe gewesen, wie wenn ein Lyriker der Gegenwart sich dadurch bei den Zeitgenossen *einführen* wollte, dass er seine sämtlichen Gedichte mit allen Varianten, die ihm bei seiner Arbeit einfielen, zum Drucke beförderte.

Nun wird uns der bisherige Verlag eine solche Ausgabe bieten; Dr. Gottfried Bohnenblust hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, sie zu besorgen, und ich bin der Überzeugung, dass sie nicht eine Schädigung Leutholds sein wird, sondern eine Rettung des Dichters von allen denen, die in Zukunft „nach Schätzen graben" und den andächtigen Lesern die gefundenen Regenwürmer präsentieren möchten.

KREUZLINGEN HANS MÜLLER-BERTELMANN

□□□

JUANITA

ERZÄHLUNG VON CHARLOT STRASSER

Wir waren am 2. November 1909 in die Magelhaenstraße eingefahren und hatten in Punta Arenas de Chile, der südlichsten Stadt der Welt, vor Anker gelegen.

Estrecho de Magalhaes! — Man stelle sich vor, man fahre Monats November, aber im Frühling, in kurzer Zeit auf einem der Alpenseen durch das ganze südamerikanische Festland, durch die Ebene, die Pampa, in ein Vorgebirge, vielleicht dem Jura zu vergleichen, auf dessen Gipfeln zerfetzte Schneefelder glitzerten. An seinem Fuß aber dehne sich schwarzer Urwald, Gestrüpp von Myrten und wieder Myrten. Mittags erscheine wie eine Vision